

Villa, Paula-Irene

Vom Sein und Werden. Sozialisation und Konstruktion von Geschlecht

Diskurs 14 (2004) 2, S. 65-73



Quellenangabe/ Reference:

Villa, Paula-Irene: Vom Sein und Werden. Sozialisation und Konstruktion von Geschlecht - In: Diskurs 14 (2004) 2, S. 65-73 - URN: urn:nbn:de:0111-opus-59943 - DOI: 10.25656/01:5994

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-opus-59943>

<https://doi.org/10.25656/01:5994>

in Kooperation mit / in cooperation with:



**Deutsches
Jugendinstitut**

www.dji.de/diskurs

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to use this document.

This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Digitalisiert

Inhalt

- 2 Hans Lösch
Zu diesem Heft

KOMPETENZ UND KONKURRENZ – UNGLEICHE MITGIFTEN FÜR DIE BEWÄHRUNG AUF DEM ARBEITSMARKT

- 5 Manuela du Bois-Reymond und Wolfgang Schröer
Mit Kompetenzen gegen ökonomische Zwänge Wie immer ohne Gewähr
- 8 Jaap Dronkers
Migration und Arbeitsmarkt in den Niederlanden Integration und
Ausschluss von erster und zweiter Migrantengeneration
- 20 Andreas Walther
Bewältigung von Übergängen in Arbeit Potenziale der Partizipation und des
informellen Lernens
- 29 Thomas Kreher und Andreas Oehme
Junge Erwachsene in der Informalität Zur Entkopplung von formellen und
informellen Vermittlungsstrukturen
- 36 Annemarie Gerzer-Sass und Jürgen Sass
Familienkompetenz Entdeckung einer interaktiven Humanressource
- 45 Jugendpolitik – wider ihren Ruf verteidigt Walter Hornstein im Gespräch mit
Werner Schefold und Wolfgang Schröer
- 56 On the run? Growing up in modern mobile societies John Urry interviewt
von Claus J. Tully
- 65 Paula-Irene Villa
Vom Sein und Werden Sozialisation und Konstruktion von Geschlecht
- 74 Wolfgang Gaiser, Martina Gille, Johann de Rijke und Sabine Sardei-Biermann
Entwicklungen der Politischen Kultur in West- und Ostdeutschland
Ergebnisse des DJI-Jugendsurveys von 1992 bis 2003

Vom Sein und Werden¹

Sozialisation und Konstruktion
von Geschlecht

Paula-Irene Villa

Der Beitrag greift in die »alte« und neu entflammte Debatte um die Brauchbarkeit des Konzepts der »geschlechtsspezifischen Sozialisation« ein. Dabei stehen Konvergenzen sowie Differenzen von konstruktivistischen und sozialisationstheoretischen Perspektiven im Mittelpunkt. Ausgehend von Texten aus der ersten Frauenbewegung – vor allem Hedwig Dohm – über die existenzialistische Philosophie Simone de Beauvoirs bis zu Judith Butlers Begriff des »postsoveränen Subjekts« werden Kernideen zum Zusammenhang zwischen individueller Sozialisation und Geschlecht als Strukturkategorie nachgezeichnet und kritisch diskutiert (Essentialismus, Subjektbegriff, Prozesshaftigkeit), die ihrerseits eine der Grundfragen soziologischen Denkens betreffen – die nach dem Verhältnis von Struktur und Person bzw. Individuum und Gesellschaft. Am Ende steht ein Ausblick auf Möglichkeiten der Verknüpfung von Mikro- und Makroperspektive anhand der Kategorien »Konstitution« und »Konstruktion«.

Im Folgenden möchte ich einen Überblick über eine der Grundfragen sozialwissenschaftlichen Denkens und Forschens geben: zum Verhältnis von Individuum und Gesellschaft. Das ist natürlich hoch gegriffen, und offensichtlich auch hier nicht abschließend zu thematisieren. *Abschließend* zu beantworten ist die Frage ziemlich wahrscheinlich auch zukünftig nicht. Gleichwohl meine ich, dass es richtig und wichtig ist, Fragen nach dem Zusammenhang von konkreter Person und sozialer Struktur zu stellen. Diese Suche bringt immer wieder neue Denkfiguren hervor. Es kann nur keine allumfassende, theoretisch wie empirisch gleichermaßen tragende Antwort auf diese Frage geben. Diese prinzipielle Unabschließbarkeit der Suche nach den Modi der Vermittlung von Person und Struktur möchte ich anhand einer nunmehr fast dreißigjährigen Debatte um die »geschlechtsspezifische Sozialisati-

on« darlegen. Ursula Nissen hat zu dieser wesentliche Impulse geliefert, ihr Blick von den Mädchen her war und ist erhellend und anregend.

Eine hochaktuelle alte Idee

Das Stichwort »geschlechtsspezifische Sozialisation« ist inzwischen Geschichte. Zumindest im Kontext der Frauen- und Geschlechterforschung gibt es gute Gründe für die Abkehr von diesem Paradigma bzw. für dessen gründliche Reformulierung.

Dennoch ist das Ringen um die Konzeptualisierung des Verhältnisses der Geschlechter als Strukturprinzip bürgerlich-kapitalistischer Gesellschaften und individueller Existenzweisen vergeschlechtlichter Subjekte hochaktuell. Sozialisation und Konstruktion sind in diesem Kontext zentrale konzeptuelle Angebote, die jeweils ihren Wert, aber auch ihren Preis haben. Denn die ihnen innewohnenden – manchmal aber auch ange-dichteten – Vorstellungen vom Sein und Werden konkreter Personen ist unterschiedlich akzentuiert.

Angefangen hat das Nachdenken über den Zusammenhang von Geschlechterverhältnissen und konkreten Frauen bzw. Männern lange vor den 1970er-Jahren. Bereits 1872 schrieb Hedwig Dohm – eine der brilliantesten und eloquentesten Protagonistinnen der ersten Frauenbewegung – in ihrer Schrift »Was die Pastoren denken« mit unfassbar spitzer Feder gegen die Naturalisierung geschlechtlicher Eigenschaften an: »Diese unglücklichen Naturgesetze scheinen die Sündenböcke für alle haarsträubende Dummheit, für jede Niedertracht der Menschen und Zeiten zu sein« (Dohm 1977, S. 75).

Sie fordert weiter Frauen und Männer dazu auf, gegen die Vereigenschaftenlichung des Weiblichen und des Mütterlichen zu denken und zu leben. Wenn Frauen also etwas *sein*, dann seien sie dies oft aufgrund der Verhältnisse, in denen sie leben bzw. zu leben gezwungen seien. Anders gesagt: weil sie so *geworden* seien. »Der Mütterlichkeit muss die Speckschicht der Idealität, die man ihr angedichtet hat, genommen werden«. Die Idealität, also die romantisch-bürgerliche Idealisierung (kurz: die Ideologie), ist für Dohm das veränderbare Resultat historischer Prozesse – und auch konkreter »steriler Hirne« von Männern wie z. B. Pastoren, um es fairerweise zu sagen.

Dass Hedwig Dohm, wie einige andere Heldinnen, heute nicht mehr rezipiert wird, hat verschiedene und sicher legitime Gründe. Ich will hier nicht behaupten, Frau

Dohm habe bereits alles Wesentliche zum Thema gesagt. Aber zeigen lässt sich an ihr, dass die kritische Beschäftigung mit scheinbar gegebenen Eigenschaften des Geschlechts, mit dem sog. Geschlechtscharakter, eine alte und grundlegende Frage ist. Das ist auch nicht erstaunlich, da für die europäische Moderne die Reflexivität bezüglich der Spannung zwischen formaler Gleichheit und Freiheit einerseits und faktischer Ungleichheit und Unfreiheit andererseits konstitutiv ist. Öffentliche Selbstverständigungsdiskurse über die Tatsache bzw. den Skandal, dass Menschen im Allgemeinen frei und gleich, im Besonderen aber hochgradig ungleich und unfrei sind, charakterisieren die Moderne und sind nicht zuletzt der Ursprung sozialer Bewegungen.

Nun haben die Begriffe, die Hedwig Dohm für das pointierte Schreiben gegen die Naturalisierung von Mütterlichkeit, Häuslichkeit, »Weiblichkeit« verwendet, recht wenig mit dem semantischen Instrumentarium der Gegenwart gemein. Und unseres ist inzwischen auch ein anderes als das der 1970er- und 1980er-Jahre, in denen die Debatte um die geschlechtsspezifische Sozialisation ihren Anfang nimmt. Hedwig Dohm hat nicht von Geschlechterverhältnissen als »das gesamte Feld solcher Regelungen in einem sozialen Gefüge« geschrieben, »durch welche die beiden Genus-Gruppen gesellschaftlich zueinander ins Verhältnis gesetzt werden« (Becker-Schmidt/Knapp 1995, S. 18).

Und Hedwig Dohm hat nicht von Sozialisation gesprochen und schon gar nicht von Konstruktion oder vom »Doing gender«. Das ist wichtig, denn es gilt m. E. in der Debatte um die geschlechtsspezifische Sozialisation eine Gratwanderung zu bewerkstelligen zwischen Grundideen, bei denen es vielleicht doch nicht so darauf ankommt, welches Etikett man ihnen anhaftet einerseits und der Begriffswahl, die jeweils einiges erhellt und anderes im Dunkeln lässt andererseits. So macht es ganz sicher einen Unterschied, ob eine Forscherin von Konstruktion oder Sozialisation spricht – dieser ist aber nur bestimmbar in Bezug auf die jeweilige Frage, den Kontext und den Anspruch der Forscherin.

Hedwig Dohm hat nicht steril gedacht. Ihre scharfzüngigen Attacken gegen die Vereigenschaftenlichung des Weiblichen werden vielmehr angefeuert durch die Einsicht in die systematische Unterdrückung von Frauen. Systematisch insofern, als sie den »Schlaftrunk der Untätigkeit« (Dohm 1903 nach Pusch) trinken, der ihnen gereicht wird – die ideologisch begründeten Begrenzungen ihres Geschlechts also »schlucken«. Sie

sind nicht mütterlich, sanft, häuslich, weil sie von Natur aus so sind, sondern weil Umstände sie so machen. Müssen Frauen so sein wie sie scheinbar sind? Wer sagt das? Und wozu?

Simone de Beauvoir greift diese Fragen ca. 70 Jahre später wieder auf und stellt sie in nunmehr radikalisierte Weise neu. »Als Frau wird man nicht geboren, man wird es« (»On ne naît pas femme, on le devient«) lautet ihr inzwischen mantrisch gewordenes Diktum. Frauen seien, so de Beauvoir, von den Männern zum »anderen Geschlecht« gemacht worden. Diese Besonderung als das »Andere« ist eine weitere problematische Grundfigur der Moderne, über die seit dem späten 18. Jahrhundert immer wieder reflexiv verhandelt worden ist und die bis heute nichts an Aktualität eingebüßt hat. In der existenzialistischen Philosophie Beauvoirs (und Sartres) meint dies, dass sich der Mann als das Allgemeine, das aktive Subjekt setzt, während der Frau die Rolle der Anderen, des passiven Objekts zugewiesen wird.

Ich möchte kurz bei de Beauvoir bleiben, weil sie in Einigem einzelne Hypothesen und empirische Befunde der neueren Sozialisationsforschung gewissermaßen vorwegnimmt. De Beauvoir ist existenzialistische Philosophin und als solche teilt sie die Sartresche Unterscheidung zwischen Transzendenz und Immanenz/Faktizität.² Die Transzendenz ist in dieser Perspektive das spezifisch allgemein-menschliche Streben nach der Sprengung von konkreten raumzeitlichen Bezügen, das Streben danach, die Konkretheit des Moments zu überwinden: Pläne und Entwürfe machen gehört dazu, sich eine Zukunft und eine Vergangenheit vorstellen können, der Wunsch und die Möglichkeit, das eigene Leben zu gestalten; Transzendenz ist der aktive Modus des authentischen Lebens, die Überwindung der Entfremdung. Die Immanenz hingegen ist das Verharren im Konkreten, im Spezifischen, das Verweilen im Gegebenen, der passive Modus.

Beauvoirs Geschlechterphilosophie ist ambivalent: Einerseits argumentiert sie deutlich gegen Positionen, die Frauen auf die Rolle passiver Objekte vereidigen und in der Immanenz verharren lassen wollen. Demgegenüber sind es für sie gesellschaftliche Faktoren, die die Frauen in der passiven Immanenz und Unauthentizität halten und damit zur Unfreiheit »zwingen«. Und de Beauvoir fordert ja Frauen immer wieder dazu auf, sich aus dieser zu erheben und transzendente Lebensentwürfe zu gestalten; sie selbst ist ein gutes Beispiel für eine – wenn man so will – transzendente Lebensweise: Produkte schaffen, die die eigene Le-

benszeit transzendieren (Bücher), politisch agieren, um das jeweils Gegebene zu verändern, Utopien formulieren und gegen die Konventionen auch leben (z. B. in ihrer Beziehung zu Sartre, in ihrer uneindeutigen sexuellen »Orientierung«). Einerseits.

Andererseits aber klopft sie an vielen Stellen die Dualität von Immanenz und Transzendenz – welche sie gewissermaßen deskriptiv anlegt – normativ als Dualität von männlich-weiblich fest. Für de Beauvoir ist Transzendenz ein allgemein menschliches und zugleich männliches Prinzip. Immanenz hingegen ist ein Zustand, der Menschen und zugleich den Tieren eigen ist: ein geradezu animalischer und sklavischer Status. Und ein weibliches Prinzip, da Immanenz vor allem körperlich begründet ist. Schwangerschaft, Gebären, Stillen – dies sind die körperlichen Fesseln an die Immanenz. Bei diesen äußerst unbehaglichen Ausführungen schwankt die Autorin zwischen Deskription, historischer Rekonstruktion und normativem Diktum. Damit begeht sie einen auch heute noch verbreiteten kategorialen Fauxpas, den Helga Bilen – selbstreflexiver als de Beauvoir – kurz und bündig als den »Eiertanz um die Verwendung von ›weiblich‹ und ›männlich‹« (Bilen 2002, S. 27) beschreibt.

Bei de Beauvoir wird dies nicht reflektiert; sie hat eine eigentümlich »irregeleitete Bewunderung des Männlichen« wie Toril Moi (1996, S. 245) formuliert, weil sie den Körper als geschlechtlichen emphatisch zur Basis von Existenzweisen stilisiert. Nun ist de Beauvoir bei aller Inkonsequenz doch zugute zu halten, dass sie immer wieder auf gesellschaftliche Faktoren, die Mädchen im Modus der Sozialisation entfremden, verweist:

»Neben dem authentischen Anspruch des Subjekts auf unumschränkte Freiheit gibt es bei dem Existierenden auch ein unauthentisches Verlangen nach Selbstaufgabe und Flucht. Eltern und Erzieher, Bücher und Mythen, Frauen und Männer

führen dem kleinen Mädchen schillernd die Wonnen der Passivität vor Augen. Schon in der frühesten Kindheit bringt man (dem Mädchen) bei, sie zu genießen. Die Versuchung wird immer schlechter, und das Mädchen gibt ihr umso unvermeidlicher nach, je härter die Widerstände, auf die der Elan seiner Transzendenz stößt»
(de Beauvoir 1992, S. 369).

Geschlecht als Sozialisationsprodukt

Wie bereits erwähnt, nimmt de Beauvoir gewissermaßen aktuelle Hypothesen und Befunde sowie ihre falsche und zugleich produktive Vermengung vorweg. Dass die Beschreibung dessen, *wie* es ist, leicht umschlägt in eine Reproduktion dessen, *wie* es ist, das ist die Crux der kritischen Frauen- und Geschlechterforschung. Wenn also beispielsweise Ursula Nissen empirisch die Nutzung von öffentlichen Räumen bei Jungen und Mädchen empirisch betrachtete (Nissen 1998), so war sie verfangen in der Problematik, das zu reifizieren, was sie durch aufklärerische Sozialforschung zur Disposition stellen wollte. Sie war sich dessen wohl bewusst, wie sie an verschiedenen Stellen formuliert hat, nicht zuletzt in ihrem Anknüpfen an das Konzept der alltäglichen Lebensführung als möglichem Ausweg aus dem Dilemma (Nissen 2001).

Das Konzept der »geschlechtsspezifischen Sozialisation« war ein empirisch fundierter Zugang zur kritischen Thematisierung der Geschlechterdifferenz, welches sich direkt auf de Beauvoirs »Gewordensein« der Frau(en) bezog. Ursula Scheus Buch (1977) zum Gewordensein von Mädchen greift die Formulierung des Vorbilds aus Frankreich geradezu wörtlich auf und zeichnet – mit starker und bisweilen greller Feder – die Mechanismen nach, durch die die »Wonnen der Passivität« bei den kleinen Mädchen und die der »Aktivität« bei den kleinen Jungen vermittelt werden. Ausgangspunkt ist bei Scheu, wie bei vielen anderen Autor(in)en, eine gegebene Struktur der Zweigeschlechtlichkeit, die absolut nicht zur Disposition steht. Es geht ausschließlich um das »Wie«, d. h. darum, wie die – entsprechend der Arbeitsteilung und der fundamentalen Trennung von Produktion und Reproduktion – vergeschlechtlichte Umwelt durch Menschen angeeignet wird, dass sie am Ende Mädchen und Jungen bzw. Frauen und Männer sind (werden). Es gibt für Scheu »weibliche« und »männliche« Eigenschaften, zwar mit Anführungszeichen, aber derart verobjektiviert durch die Wucht der faktischen Verhältnisse, dass sie auch leicht überlesen werden könnten.

Dies ist denn auch geschehen. Und das ist eines der Grundprobleme aller »geschlechtsspezifischen« Perspektiven; sei es Carol Gilligans viel gescholtenes Konzept der »weiblichen Stimme in der Moral« (Gilligan 1995, S. 89), sei es Beck-Gernheims und Ostners Entwurf des »weiblichen Arbeitsvermögens« (Beck-Gernsheim / Ostner 1978). Sie alle operieren mit etwas sozial Gewordenem als Ausgangs- und Endpunkt der Praxis: Geschlecht ist *vor* den Spielen in der Schule, *vor* dem Stillverhalten der Mütter, *vor* dem Medienkonsum, *vor* der Raumaneignung, *vor* den moralischen Dilemmata³, *vor* dem Arbeitsmarkt bereits enorm wirkmächtig vorhanden – und wird es auch *nach* diesen Praxen wieder sein.

Das für solche Ansätze charakteristische Problem besteht in Folgendem: Aufklärerisch und kritisch gegen Essentialisierungen und Ontologisierungen des Geschlechts gemeint, haben sie in den allermeisten Fällen unintendiert zur Folge, dass die Geschlechterdifferenz zementiert wird. Ein anschauliches Beispiel ist das des Gender Mainstreamings. Das Auswärtige Amt beispielsweise begründet seine Gender Mainstreaming-Politik u. a. mit dem Verweis auf Ursula Scheus Buch, in dem – wie es auf der Homepage des Auswärtigen Amts heißt – »schön formuliert« sei, worum es gehe. Sex und Gender seien nicht dasselbe, es gäbe »geschlechtstypische Unterschiede« und diese müssen, sofern sie nicht erwünscht seien, gemildert oder überwunden werden. Gut gemeint, aber leider fragwürdig im Effekt. Denn nun müssen alle Vorlagen im Auswärtigen Amt auf die Geschlechterdifferenz hin befragt werden. Und das impliziert, dass es diese überall gäbe. Das ist zwar prinzipiell nicht falsch, doch unterkomplex. Zum einen wird dabei übersehen, dass Aspekte des Geschlechts realiter mit einer Reihe struktureller Differenzen und Ungleichheitsachsen zusammenfallen, das Geschlecht also nie in Reinform daherkommt. Zum anderen wird die Dualität des Geschlechts präjudiziert. Ob diese aber Diskurs bzw. Ideologie oder materielle Wirklichkeit ist, dies wird momentan heftig debattiert. Allerdings nicht im Auswärtigen Amt (Auswärtiges Amt, Stand 2002).

Wer nur nach Frauen und Männern schaut, wird diese auch immer finden – und damit das festschreiben, was eigentlich zu untersuchen wäre, nämlich wie aus Men-

»Was der Frau heute im wesentlichen fehlt, ist Selbstvergessenheit. Um sich aber selbst zu vergessen, muss man erst einmal ganz sicher sein, dass man sich selbst gefunden hat. Als Neuling in der Welt der Männer und nur notdürftig von diesen unterstützt, ist die Frau noch zu sehr damit beschäftigt, sich zu suchen.«

schen Frauen und Männer werden. Dabei werden gemeinhin zwei wesentliche Dinge übersehen: (1) wie groß die Übereinstimmung *zwischen* den Geschlechtern tatsächlich in vielerlei Hinsicht ist und (2) wie groß die Unterschiede *innerhalb* der jeweiligen Geschlechter sind. Wie sagte doch Hedwig Dohm an die Adresse Nathusius: »Selbst der Einfältigste braucht sich nur einigermaßen unbefangen in der Welt umzusehen, um gewahr zu werden, dass es ungefähr so viel kluge Frauen wie kluge Männer und dumme Frauen wie dumme Männer gibt, und dass es sich mit dem Empfindungsvermögen in gleicher Weise verhält« (Dohm 1977, S. 16). Hätte Carol Gilligan doch nur auf sie gehört! Nicht nur die Realisierung von Intellekt und »Empfindungsvermögen« wirken auf das reelle Sein und Werden von Männern und Frauen, sondern – soziologisch aktueller ausgedrückt – wesentliche Strukturprinzipien bürgerlicher Gesellschaften wie Klasse, Ethnizität (race), Sexualität, körperliche Dispositionen usw.

Abkehr vom Paradigma des Seins

Bereits Mitte der 1980er-, spätestens seit Anfang der 1990er-Jahre wird in der Frauen- und Geschlechterforschung eine bisweilen heftige Kontroverse um das »Doing gender«, um das konstruktivistische Paradigma ausgetragen.⁴ Zwei Grundprobleme – die Komplexität der Kategorie und der »Existenzweise« Geschlecht und der unklare ontologische Status des Geschlechts – haben (wenn auch in unterschiedlichen Kontexten mehr oder minder radikal thematisiert) zu einer mehrheitlichen Abkehr vom Paradigma der (reinen) geschlechtsspezifischen Sozialisation geführt. Helga Bilden beispielsweise spricht nach ihrer Revision eines der grundlegenden Texte zur »geschlechtsspezifischen Sozialisation« lieber von »Selbst-Bildung in sozialen Praktiken« (Bilden 1991, S. 280). Und

Hagemann-White plädiert für einen ethno-methodologischen doppelten Blick, der zum einen so tun muss, als gäbe es vor der konkreten Empirie keine Zweigeschlechtlichkeit (die Null-Hypothese) und zum anderen darauf abzielt, »den alten, im Vollzug gelebter Zweigeschlechtlichkeit involvierten Blick bei(zu)behalten« (Hagemann-White 1993, S. 74), weil die Forschenden kognitiv und emotional mitmachen können müssen, um zu verstehen, was empirisch passiert. Wer sich also »einigermaßen unbefangen in der Welt umsieht«, wird erstaunliche Entdeckungen machen. So bestechend dies klingt, so begrenzt scheint mir dieser Zugang. Er klingt ein bisschen wie das Paradoxon, welches Simone de Beauvoir für die Lebenspraxis gefordert hat, nämlich:

»Was der Frau heute im wesentlichen fehlt, ist Selbstvergessenheit. Um sich aber selbst zu vergessen, muss man erst einmal ganz sicher sein, dass man sich selbst gefunden hat. Als Neuling in der Welt der Männer und nur notdürftig von diesen unterstützt, ist die Frau noch zu sehr damit beschäftigt, sich zu suchen« (de Beauvoir 1992, o. S.).

Alle drei, Dohm, Hagemann-White und de Beauvoir, zeichnen eine utopische Vision der Überwindung der Zweigeschlechtlichkeit, die einen für die empirische Praxis, die anderen für die Menschheit an sich. Und alle ringen mit dem Wissen um die Gewordenheit des Geschlechts und um seine immanente repressiven Auswirkungen insbesondere für Frauen; sie müssen die Differenz aber betonen, um auf das Problem aufmerksam zu machen.

Zeitgleich mit der konstruktivistischen Infragestellung des »Geschlechtsspezifischen« hat, beginnend in den frühen 1990er-Jahren, eine »diskursive« oder auch »linguistische« Wende in der feministischen Theorie eingesetzt, die ihrerseits außerordentlich umstritten war. Die konstruktivistische Kritik am fatalen erkenntnistheoretischen blinden Fleck der Forschung – nämlich nur das sehen zu können, was bereits vorausgesetzt wird (die Zweigeschlechtlichkeit) – wurde flankiert und radikalisiert durch die Problematisierung der Zweigeschlechtlichkeit als hegemoniale, repressive diskursive Matrix durch Judith Butler (Butler 1991). Auch sie zielt auf das Problem der

zunächst unvermeidlichen Reifizierung dieser symbolischen Struktur durch Praxis, Diskurs und Forschung. Bündig mit Gayle Rubin gesprochen: »Wir werden nicht allein *als* Frauen unterdrückt, sondern wir werden dadurch unterdrückt, dass wir Frauen (oder Männer) zu sein haben« (Rubin 1975, nach Hagemann-White 1993, S. 68; *Hervorh. i. O.*).

Dieses »Zu-sein-Haben« ist die Pointe der diskurstheoretischen Variante der Kritik. Während in sozial-konstruktivistischen Designs das Werden eines Geschlechts situativ untersucht werden will und vielleicht auch kann (und damit womöglich für das Paradigma der Sozialisation anschlussfähig bleibt), hebt die Butlersche Perspektive auf den unvermeidbaren Zwang ab, in einer bestimmten Weise ein Subjekt zu sein. Die in der feministischen Diskurstheorie radikalisierte, aber auch bei anderen aktuellen kritischen Positionen vorhandene Subjektkritik entzündet sich an der Vorstellung des Subjekts als einer mit-sich-identischen, kohärenten, stabilen, autonomen bzw. souveränen und von den sozialen Strukturen unterscheidbaren Einheit.

Maihofer hat jüngst diese Kritik in ihrem Plädoyer für eine erneute Sozialisationsdebatte zugespitzt (Maihofer 2002): Das Problem mit dem Sozialisationsparadigma bestünde auf der Subjektebene aus drei Hauptrisiken, die es zu vermeiden gelte: das des Essentialismus, das der Reproduktion der Geschlechterbinarität und das einer problematischen Subjektontologie. Letzteres hat Bilden in ihrer Revision der »geschlechts-

spezifischen Sozialisation« als das Problem »der stabilen Persönlichkeit bzw. des mit sich identischen Individuums ...« (Bildens 2002, S. 279) ausgemacht, welches der Sozialisationstheorie nicht auszutreiben sei. Anders gesagt: Auch wenn das Werden sozialisationstheoretisch untersucht werden soll, wird dieses auf ein *Sein* hin gedacht.

Konstitution und Konstruktion – eine brauchbare Begriffshe

Nun scheint es keineswegs zwingend, in einer mehr oder weniger polarisierten Debatte Positionen gegeneinander zu stellen, die sich durchaus ergänzen könnten. Für einen produktiven Dialog der Perspektiven erachte ich die subjekttheoretischen Überlegungen von Butler für hilfreich. Von diesen aus gedacht, könnte Sozialisation – verstanden als Praxis der Selbst-Bildung innerhalb eigenlogischer symbolischer und materieller Strukturen – auf ein beständiges Werden hin betrachtet werden. Butler hat zwar keine sozialisationstheoretischen Überlegen angestellt, hat sich aber jüngst – in »Psyche der Macht« (2001a) und »Antigones Verlangen« (2001b) – der Frage zugewandt, »welche psychischen Formen die Macht« annimmt und wie dies im Prozess der Subjektivierung sichtbar wird. Dies hört sich womöglich nach der überwunden geglaubten »Determination des Charakters durch Strukturen« an, trifft aber nicht zu. Butler versucht inzwischen, ähnlich wie die sozialisationstheoretischen Ansätze, die Vermittlung von Struktur und Individuum zu denken. Auch sie ringt mit dem Problem, diese Vermittlung zu konzeptualisieren, ohne eine der beiden Aspekte zu ontologisieren. Weder soll die Struktur – bei Butler der hegemoniale Diskurs der Zweigeschlechtlichkeit und der damit verflochtenen und für diese immanent notwendigen Heteronormativität – verdinglicht, noch sollen Personen zu mechanischen Replikanten dieser Struktur apostrophiert werden.

Ich halte ein Festhalten an der Suche nach dieser Vermittlung weiterhin für außerordentlich wichtig, weil weder die Subjektivierung der Sozialisationstheorie (d. h. die Fokussierung auf aktive Eigenleistungen konkreter Personen) noch die mikrosoziologischen sozialkonstruktivistischen Ansätze (Hagemann-Whites Plädoyer für die Ethnomethodologie etwa) eine Antwort auf das *Warum* konkreter Vergesellschaftungs- oder Selbstbildungspraxen geben können. Mit Michael Meuser gesprochen:

»(E)s ist sicher eine nicht zu vergessende Lektion des konstruktivistischen Denkens, dass das

Strukturen sind eine Sache, die individuelle Wirklichkeit der Selbstbildung eine andere. Ihre Verschränkung ist das Spannende, und vielleicht auch immer etwas rätselhaft.

Gemachtsein sozialer Tatbestände zu analysieren und nicht einfach deren Gegebenheit vorausgesetzt werden darf; doch entbindet dies nicht von der Aufgabe zu zeigen, wie das Gemachte zu einem Gegebenen wird und als solches die Möglichkeiten des Machbaren begrenzt“ (Meuser 2002, S. 50).

In diesem Sinne – und ich denke, dass es eine der wesentlichen Lektionen der feministischen Frauen- und Geschlechterforschung ist, auf historisch gewordenen Strukturen, den Geschlechterverhältnissen, zu bestehen – müssen also auch die von vornherein begrenzten Strukturen des Machbaren in Rechnung gestellt werden. Die konstruktivistische Null-Hypothese kann dies nicht; sie fragt nicht nach dem Warum des Bestehenden. Doch Strukturen sind eine Sache, die individuelle Wirklichkeit der Selbstbildung eine andere. Ihre Verschränkung ist das Spannende, und vielleicht auch immer etwas rätselhaft.

Genau hierauf legt Butler zunehmend auch ihr Augenmerk. So zeichnet sie nach, welche Subjektdiskurse auf der Strukturebene wirksam sind. Ich möchte dies vorläufig als Konstitutionsverhältnisse fassen. Konstitutionsverhältnisse sind z. B. diskursive Regimes, die normative Imperative und Naturalisierungsideologien beinhalten. So etwa die subjektontologische Unterstellung, Subjekte seien kohärente, mit-sich-identische, biographisch stabile, eindeutige, voneinander unterscheidbare Entitäten. Zudem ist das hegemoniale Subjekt, so Butler, heterosexuell, eindeutigen Geschlechts, souverän bzw. handlungsmächtig in einem spezifisch phallogozentrisch modernen Sinne, körperlich in sehr spezifischer Weise konfiguriert usw.

Wer diese Unterstellungen nicht in sein oder ihr Selbstbild integriert, läuft Gefahr, kein »Subjekt von Gewicht« zu sein, kein sozial überlebensfähiges Subjekt.

Aber Butler geht im Kontext ihrer Subjektivierungsüberlegungen *nicht* davon aus, dass Individuen oder Menschen dies faktisch sind. Subjekte und Individuen sind für sie nicht dasselbe. Subjekte sind aus ihrer Sicht sprachliche Gelegenheiten, diskursive Konstitutionsbedingungen, ohne die wir gar nicht existieren können (Butler 2001a, S. 15f.). Und dies ist wörtlich gemeint. Individuen hingegen sind konkrete Menschen, die sich

im Rahmen dieser Konstitutionsverhältnisse eine Identität bilden, an den normativen Vorgaben des Diskurses allerdings scheitern. Und scheitern müssen. Nur wissen sie das meist selbst nicht. Anders: Der Diskurs ordnet ein Sein an, die Praxis ist aber ein beständiges Werden. Faktisch, so Butler – ohne Empirikerin zu sein, das muss betont werden –, ist kein konkreter Mensch eine Frau, ein heterosexuelles Subjekt, ein Schwuler im Sinne des modernen Subjekt-Diskurses. So ist z. B. jegliche eindeutig hetero- oder homosexuelle Identität melancholisch, gebrochen, unabgeschlossen, fragil. Dies gilt gleichermaßen für körperliche Aspekte der Selbstbildung. Auch hier klaffen Diskurs bzw. Ideologie einerseits und faktische, konkrete Körper bzw. Leiber andererseits auseinander – ohne, dass die Personen dies immer explizit wüssten.

Empirisch ist diese Position, auch in Bezug auf ehemals unter dem Label »Sozialisation« laufende Fragestellungen interessant und m. E. weiterführend. Es gibt inzwischen einige Studien z. B. zur Jugendkultur des (deutschsprachigen) HipHop, in denen aus einer Butlerschen und »Post-colonial«-Perspektive der Frage nachgegangen wird, wie sich Selbstbildung im vor allem körperlichen Praxisvollzug vollzieht und wie dabei ethnische und geschlechtliche Kategorisierungen einfließen, z. T. reifiziert, z. T. aber auch modifiziert und »verqueert« werden (Menrath 2001).

Ein weiteres Beispiel ist ein neuer Blick auf »Schönheitshandeln« (Nina Degele 2004), bei dem Erstaunliches zum Vorschein kommt: Unter dem diskursiv-ideologischen und in Interviews immer wieder reproduzierten Deckmantel der Geschlechterdifferenz kommt bei genauerem Hinsehen zum Vorschein, dass dort klassen- und geschlechtsbezogene körperliche Trennlinien faktisch verschwimmen. Bodybuilder(innen) wissen, dass sie an einem Tun beteiligt sind, welches dem hegemonialen Diskurs widerspricht (»Gleichheitstabu«, wie Judith Lorber formuliert), trainieren aber munter weiter. Sie konstruieren ihre Körper im wörtlichen Sinne im Widerspruch zu dem, was sie denken und sagen. Das heißt: Konstruktionsprozesse finden in Konstitutionsverhältnissen statt, und beide befinden sich bei genauerem Hinsehen nicht in Einklang.

Wenn Maihofer jüngst dazu auffordert, über die »Täter nach der Tat« (2002, S. 19) nachzudenken und damit meint, es gäbe eine »materielle Realität« (a. a. O., S. 20) des

Geschlechts auf der individuellen Ebene, womit ich übereinstimme, müsste dabei in Rechnung gestellt werden, dass der oder die Täter eben kein »Ergebnis jenseits des Vorgangs« (a. a. O., S. 19) des Werdens darstellen. Maihofer begeht den Denkfehler, die Selbstbildung als Vorgang »im Individuum« (ebd.) mit der Herstellung eines Seins zu verwechseln, das dann auch ist. Dies lässt sich aber m. E. nur auf der je situativen, kontextuell bestimmten Ebene sagen: Ich habe sicherlich in diesem Moment ein Sein, aber es ist beständig im Fluss. Dieser Fluss ist nicht beliebig, denn auch wenn es situativ konstruiert ist, so wird es konstituiert von Strukturen, die die jeweilige biographische und situative Interaktion übersteigen. Nur in historischen, überindividuellen Zeiträumen lassen sich Konstitutionsverhältnisse verändern – eine nicht wirklich neue Erkenntnis. Wir machen ja alle, wenn auch nicht aus freien Stücken, Geschichte. Oder mit Butler: Die Zeit des Diskurses ist nicht die der Person (vgl. Villa 2003, S. 30ff.). Das *Wie* der Konstruktionen formt ganz sicher die Verhältnisse, nur nicht 1:1. Ebenso wenig aber sind Verhältnisse »ontoformative« Blaupausen für konkrete Personen im Praxisvollzug der Selbstbildung.

Ein weiterer Aspekt, der das Wechselspiel von Konstitution und Konstruktion verkompliziert und zugunsten der Verhältnisse ausgehen lässt, ist die Trägheit des Leibes. Ich kann diesen Aspekt hier nurmehr aufwerfen, aber nicht im Detail diskutieren. Ich hatte bereits darauf hingewiesen, dass die Entscheidung zugunsten des Konstruktions- oder des Sozialisationsparadigmas keine Entweder/oder-Frage sein muss und dass diese – wenn überhaupt – nur bestimmbar ist in Bezug auf den jeweiligen Sachverhalt, den Kontext und den Anspruch der Forscherin.

Dies lässt sich an der Thematisierung des Körpers verdeutlichen. Karin Flaake hat in ihrer Studie zu »Körper, Sexualität und Geschlecht« (Flaake 2001), in der sie aus psychoanalytischer Sicht adoleszente Prozesse bei jungen Frauen in innerfamiliären Konstellationen beschreibt, einen gelungenen Brückenschlag zwischen Konstruktionen und

Konstitutionsverhältnissen formuliert. Ausgehend von gegebenen symbolischen Gehalten und normativen Vorstellungen zu Geschlecht und vergeschlechtlichten Körpern beschreibt sie die Adoleszenz als »erzwungene Auseinandersetzung mit den gewandelten leibbezogenen Möglichkeiten und den auf neue Weise wirksam werdenden Geschlechterbildern« (Flaake 2001, S. 8). Gesellschaftliche Ordnungen sind dabei also Vorgaben, mit denen sich Menschen in biographisch besonders wichtigen Phasen intensiv auseinander setzen müssen. Sie tun dies zwar auch in bewusster Weise auf der kognitiv-sprachlichen Ebene, zudem aber auch und gerade auf der sinnlich-leiblichen. »Innerpsychische Prozesse« der Vergeschlechtlichung und »soziale Gegebenheiten« des Geschlechts sind vor allem über das gemeinsame leibliche Erleben in der Familie verschränkt. So erzählen Mütter ihren Töchtern im Rahmen der Adoleszenz wunderbare Dinge über die erste Menstruation, feiern damit das »Frau-Werden« ihrer Töchter und sind selbst scheinbar voller Stolz. Eine nähere Betrachtung des Leiblichen lässt diese Botschaften womöglich kaum ankommen, wenn Töchter immer wieder erleben, dass die Mütter zugleich über PMS, Menstruationsbeschwerden und Beschränkungen der Bewegungsfreiheit stöhnen und dabei vor allem körperlich leiden. Durch solches Erleben wird der Leib als unmittelbarer, authentischer Ausdruck geformt – und dies ist auf der reflexiven, symbolischen, diskursiven Körper-Ebene nur sehr schwer veränderbar.

Die hier nur angedeutete Verschränkung von Leib-Körper-Gesellschaft ist ein hervorragender Kristallisationspunkt für das, was in der Sozialisationstheorie immer schon Anspruch war, nämlich »die Vermittlungs- und Konstruktionsprozesse selbst, über die sich das Individuum die Bedeutung der umgebenden Welt erschließt« (Grundmann 1999, S. 9f; nach Nissen 2001, S. 149). Und wie, so möchte ich hinzufügen, es diese in gegebenen Grenzen zugleich produziert und variiert sowie als Selbstbild in das eigene Werden integriert. Auch das leibliche Empfinden, gekoppelt an und geprägt durch das

Gesellschaftliche Ordnungen sind dabei also Vorgaben, mit denen sich Menschen in biographisch besonders wichtigen Phasen intensiv auseinander setzen müssen.

körperliche Vermögen, ist ein Produkt biographischer Praxen. Auch das körperliche »Können« ist eine Frage mehr oder minder langer Übung:

»Oft habe ich gesehen, wie ein Arzt mit wenigen geschickten Griffen einer jungen, ungeschickten Mutter zeigte, wie sie ihr Kindchen zu wickeln habe. Wie, Herr von Nathusius? Die Hände, welche die feinsten optischen Instrumente herzustellen im Stande sind, Hände, die Mosaik zusammenfügen und Amputationen verrichten, zu denen die vollendetste Geschicklichkeit gehört, ihnen sollte die Fähigkeit versagt sein, ein Kindchen zu wickeln, zu tragen, zu wiegen? Ich kann Ihnen versichern, dass nur ein Minimum an Geschicklichkeit dazu gehört, und dass Sie selber, wenn Sie nur einige Wochen hindurch täglich einige Kinder wickeln müssten, nach Ablauf dieser Zeit ein Virtuose dieser Kunst sein würden« (Dohm 1977, S. 80f.).

Anmerkungen

- 1 Der Beitrag stellt eine gekürzte Fassung des am 22.10.04 in München gehaltenen Vortrags dar – im Rahmen der Gedenkfeier für die am 17.09.04 verstorbene Mitherausgeberin des DISKURS und langjährige Leiterin des Wissenschaftlichen Referats beim Vorstand des Deutschen Jugendinstituts, Frau Dr. Ursula Nissen.
- 2 Vgl. hierfür und für die nachfolgenden Ausführungen Moi 1996.
- 3 Heinz und seine Ehefrau sind die Protagonistinnen eines von Lawrence Kohlberg entwickelten Dilemmas, dessen Lösung zur Einschätzung der moralischen Entwicklung von Menschen verwendet wird. Personen werden mit folgendem Problem konfrontiert: Die Frau von Heinz ist schwer krank. Nur ein Medikament kann sie retten – bekommt sie es nicht, wird sie sterben. Heinz hat allerdings kein Geld für das teure Medikament und der Apotheker weigert sich, es Heinz gratis zu geben. Hat Heinz nun das Recht, das Medikament zu stehlen? Die Beantwortung dieser Frage, die darin enthaltenen Argumente und die Berücksichtigung des Alters der befragten Personen dienen zur Einstufung selbiger in eine Skala moralischer Entwicklung. Carol Gilligan hat solche Dilemmas gründlich ob ihrer Geschlechtsblindheit kritisiert. Dabei ist ihr Hauptargument, dass Moral bei Kohlberg im Anschluss an Kant ausschließlich abstrakte Aspekte der Gerechtigkeit gelten lässt, wohingegen Fragen von Fürsorge und Empathie ausgeblendet werden – und Frauen deshalb empirisch regelmäßig und systematisch weniger moralisch entwickelt scheinen. Was mir zudem auffällt, ist, dass die Dilemmas nie geschlechtersymmetrisch gestellt sind. Es gibt m. W. weder Renate und ihren kranken Ehemann noch eine Apothekerin. Im Übrigen ist Gilligan – zu Recht – wegen ihrer Essentialisierung spezifischer Tugenden und Fähigkeiten als »weiblich« gründlich kritisiert und empirisch widerlegt worden (Nunner-Winkler 1995), doch hat ihr Insistieren auf Aspekte der Fürsorge die Moraltheorie nachhaltig geprägt.
- 4 Vgl. zur Übersicht und zum Stand der Diskussion Dausien 1999.

Literatur

- Alheit, Peter et al. (Hrsg.):** Biographie und Leib. Gießen 1999
- Auswärtiges Amt:** http://www.auswaertiges-amt.de/www/de/aamt/zentrale/gender_details_html
- Beck-Gernsheim, Elisabeth / Ostner, Ilona:** Frauen verändern – Berufe nicht? In: Soziale Welt, 1978, 3, S. 257–287
- Becker-Schmidt, Regina / Knapp, Gudrun-Axeli:** Einleitung. In: dies. (Hrsg.): Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften. Frankfurt am Main, New York 1995
- Bilden, Helga:** Geschlechtsspezifische Sozialisation. In: Klaus Hurrelmann / Dieter Ulich (Hrsg.): Handbuch der Sozialisationsforschung. Weinheim, Basel 1980, S. 777–812
- Bilden, Helga:** Geschlechtsspezifische Sozialisation. In: Klaus Hurrelmann / Dieter Ulich (Hrsg.): Handbuch der Sozialisationsforschung (4. völlig überarbeitete Auflage). Weinheim, Basel 1991, S. 279–301
- Bilden, Helga:** Sozialisationsforschung – mit Fokus auf der dichotomen Geschlechtskategorie? In: Erwägen, Wissen, Ethik (EWE). Streitforum für Erwägungskultur, 2002, 13, S. 27–29
- Butler, Judith:** Das Unbehagen des Geschlechts. Frankfurt am Main 1991
- Butler, Judith:** Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung. Frankfurt am Main 2001a
- Butler, Judith:** Antigones Verlangen. Frankfurt am Main 2001b
- Dausien, Bettina:** »Geschlechtsspezifische Sozialisation« – Konstruktivistische Ideen zur Karriere und Kritik eines Konzepts. In: dies. et al. (Hrsg.): Erkenntnisprojekt Geschlecht. Feministische Perspektiven verwandeln Wissenschaft. Opladen 1999, S. 216–246
- Degele, Nina:** »Sich schön machen.« Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln. Opladen 2004
- De Beauvoir, Simone:** Das Andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Reinbek bei Hamburg 1992
- Dohm, Hedwig:** Was die Pastoren denken. Zürich 1977 (Orig. 1872)
- Dohm, Hedwig:** Die alte Frau. (Orig. 1903)
- Flake, Karin:** Körper, Sexualität und Geschlecht. Studien zur Adoleszenz junger Frauen. Gießen 2001
- Gilligan, Carol:** Moralische Orientierung und moralische Entwicklung. In: Gertrud Nunner-Winkler (Hrsg.): Weibliche Moral. Die Kontroverse um eine geschlechtsspezifische Ethik. Frankfurt am Main, New York 1991, S. 79–100
- Hagemann-White, Carol:** Die Konstrukteure des Geschlechts auf frischer Tat ertappen? Methodische Konsequenzen einer theoretischen Einsicht. In: Feministische Studien, 1993, 11, S. 68–78
- Maihofer, Andrea:** Geschlecht und Sozialisation. Eine Problemskizze. In: Erwägen, Wissen, Ethik (EWE). Streitforum für Erwägungskultur, 2002, 13, S. 13–26
- Menrath, Stefanie:** ... represent what. Repräsentativität von Identitäten im Hip Hop. Hamburg 2001
- Meuser, Michael:** Konstruktion und Sozialisation. In: Erwägen, Wissen, Ethik (EWE). Streitforum für Erwägungskultur, 2002, 13, S. 50–52
- Moi, Toril:** Simone de Beauvoir. Die Psychographie einer Intellektuellen. Frankfurt am Main 1996
- Nissen, Ursula:** Kindheit, Geschlecht und Raum. Sozialisationstheoretische Zusammenhänge geschlechtsspezifischer Raumanneignung. Weinheim, München 1998
- Nissen, Ursula:** Lebensführung als »Missing link« im Sozialisationsprozeß? In: G. Günter Voß / Margit Wehrich (Hrsg.): tagaus – tagein. Neue Beiträge zur Soziologie Alltäglicher Lebensführung. München 2001, S. 149–163
- Nissen, Ursula:** Räume für Mädchen?! Geschlechtsspezifische Sozialisation in öffentlichen Räumen. In: Ulf Preuss-Lausitz et al. (Hrsg.): Selbständigkeit für Kinder – die große Freiheit? Kindheit zwischen pädagogischen Zugeständnissen und gesellschaftlichen Zumutungen. Weinheim 1990, S. 148–160
- Nissen, Ursula:** Lebensführung als »Missing link« im Sozialisationsprozeß? In: G. Günter Voß / Margit Wehrich (Hrsg.): tagaus – tagein. Neue Beiträge zur Soziologie alltäglicher Lebensführung. München 2001, S. 149–164
- Nunner-Winkler, Gertrud:** Gibt es eine weibliche Moral? In: dies. (Hrsg.): Weibliche Moral. Die Kontroverse um eine geschlechtsspezifische Ethik. Frankfurt am Main, New York 1995, S. 147–161
- Pusch, Luise:** Bio- und Bibliographie zu Hedwig Dohm. <http://www.fembio.org/frauen/hedwig-dohm.shtml>
- Scheu, Ursula:** Wir werden nicht als Mädchen geboren, wir werden dazu gemacht. Frankfurt am Main 1977
- Villa, Paula-Irene:** Judith Butler. Frankfurt am Main, New York 2003